

**Zeitschrift:** Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire =  
Rivista storica svizzera

**Band:** 5 (1955)

**Heft:** 1

**Bibliographie:** Kurze Hinweise = Brèves notes bibliographiques

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 07.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## KURZE HINWEISE

### BRÈVES NOTES BIBLIOGRAPHIQUES

WOLFRAM VON DEN STEINEN, *Das Vergebliche in der Weltgeschichte*. Schriftenreihe «Geschichte und Politik». Ulrich Steiner Verlag, Laupheim (Württemberg) 1954. 19 S. — In diesem trefflichen Vortrag geht Wolfram von den Steinen von der Hauptthese aus, daß «was wir so als Geschichte verzeichnen, das ist doch im großen und ganzen die Geschichte derer, die den Erfolg hatten. Von den Unterlegenen ist ungleich weniger die Rede, und das Vergebliche findet selten Gerechtigkeit» (S. 5). Man wird bei manchen der folgenden Überlegungen an die meisterhaften Betrachtungen von Jacob Burckhardt im Kapitel «Glück und Unglück in der Weltgeschichte», in denen wie an andern Stellen der «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» das Tragische der Geschichte betont ist, erinnert. — Sehr beizustimmen ist von den Steinens Überzeugung, daß noch mehr als in der Machtpolitik der Mensch innerhalb der geistigen Entwicklung zum Anbeter des Erfolges wird (was er am Beispiel der Gleichheitsidee aufzeigt und was etwa weiterhin an der Idee vom einstigen Preußentum und Konservatismus nachzuweisen wäre). Dagegen stellt er «das Wort der Dichter und Völker», die dem Vergeblichen in Mythos, Sage und Kunst oft die höchste Ehre gaben. Dann geht er streng mit den Problemen der Ausbreitung der Weißen und dem Kolonialismus seit dem 16. Jahrhundert ins Gericht. Er billigt den außereuropäischen Kulturen das Recht ihrer Sache zu, den Weißen nicht (S. 16). Hier erscheint manches überspitzt und zeitbedingt. Eine fruchtbare Auseinandersetzung wäre aber nur in eingehender Weise möglich, wobei auf Grundfragen der Geschichtsentwicklung und des «Sinnes in der Geschichte» einzutreten wäre. Nur so viel sei angemerkt, daß jetzt allzu oft eine Entwicklung, deren unverantwortliche und unheimliche Seite keineswegs verkannt sei, vereinfacht wird und daß etwa im vorkolumbianischen Amerika die Inka-Stämme (oder -Reiche) sich oft mindestens in so hartem und blutigem Kampfe gegenüberstanden wie später gegenüber Spaniern und Portugiesen. Eine universale «leyenda negra» ist genau so falsch wie die Legende von der selbstlosen Bürde des weißen Mannes. Bei allen Auseinandersetzungen mit dem Imperialismus der Weißen wäre daran zu erinnern, daß Europa bei Lepanto 1571 oder vor Wien 1683 wirklich bedroht war, und daß die «Gegenkolonisation» bisher oft keineswegs besser war als die Kolonisation. In der Tiefe liegt wohl das Problem fataler Spannung zwischen einem in der Geschichte anzutreffenden Streben nach Höherentwicklung, dem modernen Erschrecken vor unverantwortlicher Machtanwendung und der Humanität,

deren Bedeutung vom Verfasser erfreulicherweise betont wird. Zur Besinnung rufen seine Gedanken über das Attentat vom 20. Juli 1944 auf und der Vergleich zur dichterischen Deutung Schillers, «als politischer Weiser ebenso groß wie unbekannt».

Eduard Fueter

FERDINAND GREGOROVIVS, *Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis XVI. Jahrhundert*. Neu hg. von Waldemar Kampf. Erstes bis sechstes Buch. Verlag Benno Schwabe & Co., Basel 1953. XXI u. 791 S. — Da dieses Hauptwerk von G. seit langem zu den Seltenheiten auf dem Büchermarkt zählte, können wir die vorliegende Neuausgabe nur begrüßen, um so mehr, als es sich dabei um keinen bloßen Neudruck handelt. Denn ihr Betreuer hat es sich angelegen sein lassen, für alle Teile die Fassung letzter Hand festzustellen und deren Wortlaut zum Abdruck zu bringen. Die Einrichtung des Textes selbst geschieht nach vernünftigen philologischen Grundsätzen.

Geringeren Beifall kann man hingegen der Art und Weise zollen, wie der Hg. mit dem ursprünglichen wissenschaftlichen Apparat des Werkes umsprang. Es geht nicht an, die überwiegende Mehrzahl von G. eigenen Fußnoten kurzerhand zu unterdrücken, mit dem Hinweis, sie besäßen heutzutage nur noch «einen bedingten Wert». Die «Geschichte der Stadt Rom» ist nun einmal mehr als ein ehrwürdiges Denkmal neuerer Geschichtsschreibung, denn die Zeit wird noch nicht so bald kommen, da man auf ihre Dienste als Handbuch und Fundgrube reichsten geschichtlichen Materials wird verzichten können. Deshalb hätten wenigstens alle ursprünglichen Anmerkungen dem heutigen Stande der Forschung und Quellenedition angepaßt werden müssen. Man sollte sich nicht allzu sehr beeindrucken lassen vom Schreckgespenst der Geigerschen Überarbeitungen von Jacob Burckhardts «Kultur der Renaissance»; man kann des Guten auch zu wenig tun. Die angezeigten Mängel werden auch nicht wettgemacht durch das in den Anhang aufgenommene Literaturverzeichnis, obschon der Hg. in seiner Auswahl fast durchweg eine glückliche Hand zeigt.

Hans Meßmer

FERDINAND GREGOROVIVS, *Historische Skizzen aus Korsika*. Ausgew. und eingel. von Waldemar Kampf. Sammlg. Klosterberg, N. F. Verlag Benno Schwabe & Co., Basel 1954. 231 S. — Innerhalb der deutschen Italienliteratur des 19. Jahrhunderts nimmt das erstmals 1854 erschienene Reisebuch «Korsika» seinen besonderen Platz ein. Aus ihm hat der Hg. einige Kapitel zusammengestellt, welche denkwürdigen Episoden aus der Vergangenheit der Insel gewidmet sind. Durch die Art der Auswahl ließ es sich allerdings nicht vermeiden, daß die ursprüngliche Eigenart des Werkes etwas beeinträchtigt wurde. Vor allem wird so dem Leser der Weg zu der grundlegenden Einsicht erschwert, daß es immer wieder das Landschaftserlebnis war, was G. zur Geschichte und ihrer Problematik hinführte. Dafür gewähren gerade die gewählten Ausschnitte einen tieferen Einblick in Quellenarbeit und geschichtliche Betrachtungsweise von G., als wir ihn etwa in der «Geschichte der Stadt Rom» erhalten.

Hans Meßmer

(KARL AUGUST ECKHARDT), *Pactus legis Salicae I, Einführung und 80 Titel-Text*. Germanenrechte neue Folge. Abt. Westgermanisches Recht. Herausgeber nun das Historische Institut des Werralandes. Verlag Muster-schmidt, Wissenschaftlicher Verlag, Göttingen 1954. 287 S. — Der vorliegende erste Band des Werkes schildert eingangs im Geleitwort u. a., welche außerordentlichen Hindernisse der Herausgeber Eckhardt in seiner zwanzig-jährigen Arbeit an den salfränkischen Rechtsaufzeichnungen zu überwinden hatte. Die Arbeitsfreude, der wissenschaftliche Ernst und die Opferwilligkeit des Verfassers verdienen danach rückhaltlose Anerkennung. Als Hauptteil des Buches (S. 17—238) folgt auf das Geleitwort die Einleitung zu dem in drei Bänden bestehenden Werk, sodann die photomechanische Wiedergabe des Textes, den Johannes Herold 1557 in Basel hat drucken lassen und zum Schluß der Vergleich der Einteilung der Heroldschen Ausgabe mit derjenigen der Textklassen A—C (*Pactus legis Salicae*) einerseits und der «Karolina» andererseits.

Der angekündigte zweite Band soll den Text des merowingischen «*Pactus legis Salicae*» (65 Titel-Text) und darunter den Text der von Kaiser Karl dem Großen veranlaßten «Karolina» (70 Titel-Text) und deren althochdeutsche Übersetzung, soweit sie erhalten ist, bringen. Der schon 1953 erschienene dritte Band «*Lex Salica*», enthaltend den Pippinischen 100 Titel-Text, dessen Emendata (deren Entstehung Eckhardt in das Jahr 798 verwiesen hat) und eine neudeutsche Übersetzung, ist in dieser Zeitschrift (1953, S. 460) bereits kurz angezeigt worden.

Das für die Rechtsgeschichte im allgemeinen wohl wichtigste Ergebnis besteht darin, daß die meisten der überlieferten Texte (mindestens diejenigen der Klassen A—E und K) von den fränkischen Herrschern mehrmals amtlich neu gefaßt worden sind, daß also das salfränkische Gesetz, wie das burgundische und das alamannische Stammesrecht, verschiedene Male in kodifizierter Form neu aufgestellt worden ist; dies zum Unterschied von den langobardischen und den angelsächsischen Rechten, welche spätere Erlasse einfach den früheren anhängten. Diese Erkenntnis verdient bei der Beurteilung der burgundischen und alamannischen Stammesrechte besondere Beachtung.

Die Einleitung befaßt sich eingehend mit den verschiedenen Textklassen, mit den bisherigen Ausgaben und speziell mit dem von Herold publizierten Sammeltext und bespricht ausführlich das Verhältnis der Textklassen zueinander. Die Untersuchungen über die in vielen Handschriften aufgenommenen Kapitularien merowingischer Könige, über die «Malbergischen Glossen» und über die dem Wergeld und den übrigen Bußen zu Grunde liegenden Geldwerte führen Eckhardt zu dem bestimmten und überzeugenden Schluß, daß die erste Fassung des salfränkischen Gesetzbuches im 6. Jahrhundert entstanden sein muß, und zwar keinesfalls nach 557, sondern wahrscheinlich vor 524, nach den geschichtlichen Umständen schon während der Regierung Chlodwigs in den Jahren 507—511.

So habe ich den Eindruck, daß das vorliegende Buch ein ganz hervorragendes wissenschaftliches Werk ist. Die einzige kritische Frage, die sich mir gestellt hat, war, ob dem Benutzer nicht besser gedient gewesen wäre, wenn der Heroldsche Text in heutigen Lettern, unter Auflösung der Kürzungen, wiedergegeben worden wäre; die kleinen Randnoten desselben sind für meine Augen nur mit Mühe lesbar. Wenn der in Kürze zu erwartende



2. Band vorliegen wird, dürften jedoch die darin und in Band 3 wiedergegebenen Texte diesen als technischen Mangel empfundenen Punkt bedeutungslos machen und man wird sich freuen, daneben die bildgetreue Reproduktion des Heroldschen Textes zu besitzen. Hermann Rennefahrt

F. A. HERZOG, *Anfänge und Schicksale des Benediktinerklosters von St. Leodegar im Hof zu Luzern. Die Äbte und Pröpste 750—1450*. Kreienbühl Söhne, Küßnacht a. R. 1953. 86 S. mit 1 Abb. — Der um die Vergangenheit seines uralten Stiftes stets eifrig besorgte Propst von Luzern gibt hier, wie er einleitend hervorhebt, eine erste zusammenhängende Darstellung der früheren 700 Jahre luzernischer Stiftsgeschichte, nachdem bisher nur spärliche Einzelfragen zur Behandlung gekommen waren.

Auf das wegen der schwierigen Quellenlage nur wenig abgeklärte «Wann und Wie» der Klostergründung im Hof läßt sich der Autor nicht ein und begnügt sich mit dessen frühester Erwähnung anläßlich der Schenkung von fünf freien Männern in Emmen durch König Pippin (751—768). Von wesentlicher Bedeutung für die anfänglich sehr bescheidene Siedelung war deren Neubelebung durch den Priester Wichard unter König Karl sowie Schenkung und Klostereintritt des reichen Adligen Recho. Die älteste Quelle für diese Vorgänge ist der in den letzten Jahren vielberufene Traditionsrodel im Staatsarchiv Luzern, der auch von einer gleichzeitigen Gründung der Abtei Zürich spricht, sowie ein Rotulus im Staatsarchiv Zürich. In der entscheidenden Datierung der Vorlage des Luzerner Rodels folgt Herzog der Ansetzung Robert Durrers in die Zeit Karls des Großen und Ludwigs des Frommen, gegenüber einer spätern Datierung Paul Kläuis und Eugen Egloffs in die Periode Karls III. Er wartet indes mutig und temperamentvoll auch mit Ergebnissen eigener Forschung auf, wie er sie zum größern Teil schon 1950 in der Schweiz. Kirchenzeitung vertreten hatte. Mut zu eigener Stellungnahme und Vertiefung besonders nach der geistesgeschichtlichen Seite hin zeichnen auch die folgenden Partien dieser Stiftsgeschichte aus, die mit dem reichern Fließen der Quellen zusehends ausführlicher wird. Den breitesten Raum nimmt mit Recht die Zeit der Pröpste Nikolaus Bruder, des erfolglosen Reformators seines Klosters, und Joh. Schweiger ein, unter dem es, nach einem Bestand von rund 700 Jahren, auf die Regel S. Benedikts verzichtete und zu den freiern Formen eines Chorherrenstiftes überging.

Propst Herzog bezeichnet sein Büchlein bescheiden als bloße «Unterlage für künftige gründlichere Forschungen». Mögen auch seine Aufstellungen von der zünftigen Kritik nicht verschont bleiben, sie bilden doch weithin eine verdienstvolle quellenmäßige Grundlage für die Zukunft, bieten eine Fülle von Anregungen und dürfen des Dankes all jener sicher sein, denen irgendwie die frühere Vergangenheit des Stiftes im Hof naheliegt. P. Gall Heer

REINHARD WITTRAM, *Baltische Geschichte (1180—1918)*. R. Oldenbourg, München 1954. 326 S., 7 Karten. — Verf. erläutert einleitend den Begriff «baltisch», den er im früheren, geographischen Sinne faßt, d. h. er bezeichnet damit die Gebiete Kurland, Livland und Estland; Litauen bleibt ausge-

schlossen. Die Darstellung setzt ein mit dem Ende des 12. Jahrh. (Gründung von Riga durch Bischof Albert im J. 1201!) und schließt ab mit dem Erstehen der Nationalstaaten Lettland und Estland. Diese zeitliche Umgrenzung des Themas läßt bereits erkennen, daß W., selbst ein geborener Deutschbalte, seine Hauptaufgabe in der Schilderung der historischen Schicksale des *Deutschtums* im Baltikum erblickt.

Er vermittelt uns ein lebendiges und geschickt zur Einheit abgerundetes, historisches Gemälde, das die Leistung der Deutschen in koloniasatorischer und kultureller Hinsicht plastisch hervortreten läßt. Wir erfahren, wie die deutschen Ordensritter in mühsamen Kämpfen langsam an Boden gewinnen, den Widerstand der einheimischen Stämme der Kuren, Semgallen und Esten brechen, und ihr Missionswerk durchsetzen; und weiter, wie sie sich der häufigen Einfälle der Litauer erwehren. Die Geschichte des «baltischen Raumes» ist dabei nicht isoliert behandelt, sondern in organischem Zusammenhang, unter steter Berücksichtigung der Geschichte der Nachbarvölker. Verf. zeigt anschaulich, wie im Laufe des 16. und 17. Jahrh. das Interesse an den für die Beherrschung der Ostsee immer wichtiger werdenden Gebieten zunimmt und wie schließlich die nach einem Ausgang zum Meere strebenden Polen Kurland unter ihre Gewalt bringen, während die Schweden unter Gustav Adolf sich in Livland und Estland festsetzen. Die Russen vermochten unter Ivan IV. nur mit großen Opfern bis zur Narva vorzudringen, aber Peter der Große warf nach langwierigen Kämpfen (nordischer Krieg) die Schweden aus den Ostseegebieten und gleichzeitig auch aus ihrer Großmachstellung und Katharina II. nahm 1795 den Polen Kurland ab. Der dominierende Einfluß der Russen im 18. Jahrh. wurde später durch die Russifizierungstendenzen Alexanders III. noch wesentlich verstärkt.

W. beschränkt sich aber nicht auf die Darstellung der politischen Ereignisse, sondern er berücksichtigt auch die komplizierten Erscheinungen des Ständewesens, der Verwaltung und weiter die Agrarverhältnisse, die Handelsbeziehungen und, in diskreter Form, auch das Nationalitätenproblem. Besonderes Verständnis bekundet er für die kulturellen Belange (ein eigenes Kapitel ist der Bedeutung der Universität Dorpat gewidmet). Ausführliche Literatur- und Quellennachweise, ein Personalindex und 7 Karten mit Erläuterungen beschließen das gehaltvolle Werk, in dem uns W. einen leichtfaßlichen und zuverlässigen Überblick über einen historischen Raum gibt, der in Westeuropa (Deutschland ausgenommen) nur wenig bekannt ist.

Ernst Dickenmann

FRIEDRICH WIELANDT, *Das Konstanzer Leinengewerbe. 2. Quellen.* (Konstanzer Stadtrechtsquellen III.) Merk, Konstanz 1953. 218 Seiten. — Über den darstellenden Teil dieser Veröffentlichung aus dem Konstanzer Stadtarchiv ist in dieser Zeitschrift bereits berichtet worden (1951/631). Der nunmehr vorliegende stattliche Quellenteil bringt das Ganze zum Abschluß. Er umfaßt die ganzen Jahrhunderte von 1216 bis 1802 und sein Schwergewicht liegt ausgesprochen auf der nachmittelalterlichen Zeit, die ungefähr  $\frac{3}{4}$  des Raumes einnimmt, und zwar im wesentlichen die Zeit vom Ausgang des 15. Jahrhunderts bis zum 30jährigen Kriege.

Für das Mittelalter hat Wielandt alles zusammengesucht, was in Konstanz an Nachrichten über die Leinenweberei und den Leinenhandel zu finden war. Die eigentlichen Ordnungen sind spärlich und so hat er mit Handelsnachrichten etwas nachzuhelfen gesucht. Die von ihm gebrachten Stücke sind zweifellos bezeichnend, aber es hätten sich in Konstanz selbst und außerhalb viele Stücke von ähnlichem Gewicht finden lassen. Erst eine Sammlung aller Nachrichten über den Handel mit Konstanzer Leinwand könnte ein wirkliches Bild von der Bedeutung dieser Industrie im Mittelalter geben, jenes Bild, das das Fehlen aller Zunftakten, jeden statistischen Materials an Ort und Stelle zu gewinnen fast unmöglich macht. Das wäre aber eine sehr weitausholende Arbeit für sich gewesen. Sie bleibt noch zu leisten. Im übrigen wird man beim Überblick über das, was Wielandt so sorgfältig für das Mittelalter zusammengetragen hat, feststellen müssen, daß wir leider über das mittelalterliche Konstanzer Leinengewerbe nach wie vor erstaunlich wenig wissen; neues von Bedeutung konnte überhaupt nicht beigebracht werden. So bleibt das auffallende Mißverhältnis zwischen der europäischen Bedeutung des Konstanzer Leinens und unserer Kenntnis über den Aufbau dieser Industrie durchaus bestehen.

Für die neuere Zeit erschließt Wielandt Neuland. Seine Quellen schildern die Bemühungen der Stadt, ein völlig zum Erliegen gekommenes Gewerbe wieder zu beleben. Sie lassen erkennen, daß der Erfolg bescheiden war und schließlich in dem alles verschlingenden Wirbel des 30jährigen Krieges völlig untergegangen ist.

Bearbeitung und Drucklegung der Quellen, die Ausstattung mit Registern lassen nichts zu wünschen übrig.

Hektor Ammann

«*The Adventures of John Wetherell*», hg. v. C. S. FORESTER. Michael Joseph Ltd., London 1954. 275 p., Ill. — Eine bewegte Epoche der Vergangenheit aus der Perspektive eines einfachen Zeitgenossen und Mitkämpfers kennenzulernen, hat wohl stets einen gewissen Reiz. Die bereits bekannten autobiographischen Berichte aus der Zeit der napoleonischen Kriege haben nun von englischer Seite eine Ergänzung erfahren. Der vorliegende Band enthält — wie der Herausgeber mitteilt — den wertvollsten Teil des Tagebuches John Wetherells, eines englischen Seemannes, der 1803 beim Neuausbruch des englisch-französischen Krieges zum Eintritt in die Kriegsmarine gezwungen wurde. Dienst auf der Fregatte «Hussar» vor Brest und an der spanischen Küste, Schiffbruch an den Klippen der Bretagne, Gefangennahme und mehr als zehnjährige Kriegsgefangenschaft in Frankreich, eine persönliche Begegnung mit Napoleon und schließlich die Befreiung beim Zusammenbruch der napoleonischen Herrschaft — dies waren, kurz zusammengefaßt, die Abenteuer John Wetherells. Beobachtungsgabe und wahre Erzählerkunst des Verfassers vermögen die lebhafteste Anteilnahme des Lesers zu wecken, schildert er doch in den lebhaftesten Farben das fast unerträglich schwere Leben eines britischen Matrosen jener Zeit, die spannungsreichen Tage des Schiffbruchs und der Landung in Brest und die Jahre der Gefangenschaft mit ihrem steten Wechsel von neuer Hoffnung und stiller Ergebung in ein zwar eintöniges, aber materiell nicht schlechtes Dasein. Ansprechend ist besonders der Bericht über den wochenlangen Marsch, der die englischen Kriegsgefangenen un-

mittelbar vor ihrer Befreiung von der belgischen Grenze bis in die untere Loiregegend führte und dem Leser immer wieder den tröstlichen Eindruck vermittelt, daß selbst ein jahrelanger Krieg zwischen zwei Nationen natürlich-freundschaftliche Beziehungen von Mensch zu Mensch nicht zu zerstören vermag. Obwohl man Wetherell nicht ganz vom Vorwurf einiger Übertreibungen, ja sogar Unwahrheiten, freisprechen kann, darf sein Tagebuch als ein lesenswertes Stück Zeitgeschichte bezeichnet werden. — Der Herausgeber hat die Publikation durch eine Einführung und ein kurzes Schlußwort ergänzt. Die Illustrationen geben Federzeichnungen von der Hand Wetherells wieder.

Max Bandle

S. J. WATSON, *Carnot (1753—1823)*. The Bodley Head, London 1954. 223 S. — Bis ins Handlexikon hinein verbindet sich mit dem Namen Lazare Carnots der Ehrentitel eines «organisateur de la victoire». Wenn aber die junge Republik ihr Überleben weitgehend dem raschen Neuaufbau der Armee verdankt, so ist es doppelt merkwürdig, daß die Persönlichkeit Carnots in der überreichen Literatur zur Revolutionsgeschichte nur ein ganz dürftiges Interesse gefunden hat. Seine unpathetische, nüchterne Sachlichkeit ließ den ehemaligen Genieoffizier des Königs allzusehr in den Hintergrund treten vor dem oftmals höchst spektakulären Gehaben anderer revolutionärer Führer. Mit einer bloßen Musterung der vielfältigen Fehlurteile und groben Mißverständnisse, die sich die Person Carnots selbst in angesehenen Publikationen gefallen lassen muß, erbringt Watson jedenfalls den Nachweis, daß die vorliegende Neuerscheinung wahrhaftig keine Eulen nach Athen zu tragen braucht.

Entschlossen, seinen Untersuchungen die herkömmliche biographische Form zu geben, muß der Verfasser auch notwendig die engern Grenzen in Kauf nehmen, die dieser gegenüber einer umfassenderen Geschichtsdarstellung gegeben sind. Allerdings vermeidet er es dabei etwas übertrieben ängstlich, sich in allgemeinere Betrachtungen einzulassen, was ihn dafür gelegentlich zu allzu apodiktischen Urteilen über Carnots Zeitgenossen verleitet. Schließlich geht Watson im verständlichen Bestreben nach Abrundung seiner Darstellung etwas zu weit, wenn er bei den ihrer anekdotisch pointierten Erzählweise wegen etwas verdächtigen «Mémoires sur Carnot» von Hippolyte Carnot allerhand Anleihen aufnimmt.

Diesen meist nur einzelnes betreffenden Einwänden gegenüber darf jedoch der Verfasser das Verdienst beanspruchen, ein eindrückliches Bild entworfen zu haben von Carnots Persönlichkeit, seinem vielseitigen Wirken als Patriot, Politiker und Regierungsmann, wie als Wissenschaftler, Poet und stiller Freund humanistischer Bildung. Vorzüglich dargestellt finden wir vor allem die geistige Entwicklung Carnots vom jugendlichen, in der Vorstellungswelt Rousseaus befangenen Idealisten zum beharrlichen Verfechter der rechtmäßigen republikanischen Ordnung, seinem Auftrage gemäß besorgt, unbeschadet der Forderung auf Demokratisierung der Armee die notwendige soldatische Disziplin sicherzustellen. Auch werden die theoretischen Studien Carnots über das Festungswesen, vor allem der im 19. Jahrhundert sehr verbreitete «Traité de la Défense des Places fortes», einer erfreulich sorgfältigen Analyse unterzogen.

Abgeschlossen wird der Band durch einen zuverlässigen Namenindex und



eine Bibliographie, die uns etwas befremdet feststellen läßt, daß an allgemeiner Literatur zur Epoche fast nur englische Werke beigezogen wurden.

Hans Meßmer

FRIEDRICH VON FALKENHAUSEN, *Im Schatten Napoleons; aus den Erinnerungen der Frau von Rémusat*. Stuttgart, K. F. Koehler, 1952 (2<sup>e</sup> édition). 355 pages. — A quoi bon, pourrait-on penser, traduire des mémoires sur le règne de Napoléon, alors qu'on a déjà tant parlé et tant écrit sur lui et que ceux qui voudront s'y plonger à nouveau préféreront lire les œuvres de Mme de Rémusat dans l'édition originale et complète? Pourtant ce livre est assez attachant pour intéresser chacun: suivante de l'impératrice Joséphine, femme d'un fonctionnaire du palais, Mme de Rémusat connaît la cour et sait l'observer. Ses jugements sur l'empereur qu'elle a vu beaucoup et de près sont sévères car elle ne se laisse pas aveugler par la majesté impériale, mais paraissent justes parce qu'écrits sans haine. Elle raconte avec simplicité et vivacité, ce qui rend son œuvre agréable. Le traducteur s'est attaché à donner de ces mémoires de larges extraits qui narrent les événements saillants du règne de Napoléon: l'affaire du duc d'Enghien, le couronnement, Austerlitz, la guerre d'Espagne qui marque la fin du livre de Mme de Rémusat malheureusement arrêtée par la mort. Il n'en néglige pas pour autant ce qui fait la valeur de semblables mémoires: les descriptions de la famille Bonaparte, de la vie de la Cour, etc.

André Lasserre

HEINRICH RITTER VON SRBIK, *Metternich, der Staatsmann und Mensch*. Band III. Verlag F. Bruckmann, München 1954. 235 S. — Der vorliegende Ergänzungsband zu dem großen Standardwerk faßt die Forschung der Jahre 1925—1952 zusammen. Da beinahe alle Publikationen über Metternich, die in dieser Zeit erschienen, auf Srbik basieren oder Bezug nehmen, erscheinen gewisse Partien des Buches als eine Spiegelung von Spiegelungen. In einem ganzen Abschnitt behandelt denn auch der Verfasser die Aufnahme seines Metternichwerkes «durch die Allgemeinheit und die fachwissenschaftlichen Organe». Manchmal geht die Ausführlichkeit, der ja auch spürbar ein autobiographischer Zug eignet, etwas weit: die heute längst vergessenen Polemiken eines Wertheimer oder Viktor Bibl, gegen die sich Srbik zur Wehr setzt, feiern sozusagen eine unverhoffte und unverdiente Auferstehung. Doch folgt man der Darstellung, in welcher die geistes- und wissenschaftsgeschichtlichen Linien mit der gewohnten Meisterschaft gezogen sind, stets interessiert, ja stellenweise gespannt. Zumal die Begegnung und wertende Auseinandersetzung mit den Interpretationen führender Historiker und Publizisten aus jüngster Zeit — mit E. Marcks, W. Näf, H. Rößler oder G. Ferrero — eröffnet weite Gesichtspunkte. Demgegenüber fallen einzelne Auslassungen nicht wesentlich ins Gewicht; indessen ist William Martins wichtiges Werk «La Suisse et l'Europe 1813—1814» (Lausanne 1931), das auch Originaldokumente beibringt, unerwähnt geblieben, ebenso die umfassende Deutung von Hugo Hantsch im zweiten Bande der «Geschichte Österreichs» (1950).

«Möge dem Übermaß an Verständnislosigkeit, Verkennen und Verunglimpfen nicht ein Übermaß von Dogmatisierung zugunsten Metternichs,



eine Ehrenrettung in jeglicher Hinsicht folgen!» (S. 28). Diese Mahnung hat heute, da eine maßstablose Belletristik eher zur ungeschichtlichen Überhöhung Metternichs neigt, nichts von ihrer Aktualität verloren.

Peter Stadler

OTHMAR FRIES, *Richard Wagner und die Deutsche Romantik. Versuch einer Einordnung*. Atlantis-Verlag, Zürich 1952. 224 S. — Das im Atlantis-Verlag erschienene Buch von Othmar Fries über «Richard Wagner und die Deutsche Romantik» verdient an dieser Stelle erwähnt zu werden, weil es sich nicht nur im musikwissenschaftlichen und literarischen Sinne als wertvolle Vertiefung der deutschen Romantik erwiesen, sondern in erster Linie geistesgeschichtliche Bedeutung hat. Seit der fragwürdigen Inanspruchnahme des Wagnerschen Werkes für einen Ariermythos im nazistischen Deutschland ist diese geniale Gestalt und mit ihr die deutsche Romantik von neuem in den Brennpunkt kritischer Untersuchungen gerückt worden. (Vgl. Paul Arthur Loos: «Richard Wagner. Vollendung und Tragik der deutschen Romantik.» Verlag A. Francke, Bern 1952.)

Es ist Fries vorzüglich geglückt, aus der Musik Wagners das Lebens- und Weltgefühl des «romantischen Kosmos» nachzuzeichnen und in Verbindung mit Schelling und Schlegel in die Geistesgeschichte einzubauen. Mit großer Umsicht fixiert er den für die Deutschen so schicksalschwer gewordenen Begriff der «Entgrenzung des Geistes», wobei er mit Friedrich Schlegel von den wichtigsten geistigen Tendenzen der Epoche ausgeht — Französische Revolution, Fichtes Wissenschaftslehre und Goethes Wilhelm Meister —, um zu zeigen, wie die deutsche Romantik als Jugendbewegung eine neue Wertschätzung und Umwandlung des ganzen Weltbildes gebracht hat. Für die Deutschen sei Romantik nicht nur eine «Umschichtung der Akzente innerhalb eines festen, bewährten, dem Nationalcharakter entsprechenden geistigen Gefüges, sondern die radikale Vernichtung einer ihnen doch wesensfremden, weil bloß importierten Aufklärung und die Neuanschaffung eines deutscher Wesensart gemäßen Fühlens und Denkens». Fries erklärt die «Weltschmerzstimmung» und die daraus abgeleitete typisch deutsche «Sehnsucht» («Fernsucht») nach absoluter, unbedingter, unendlicher Freiheit mit dem Bruch in der geistigen Entwicklung, die er ausführlich verfolgt. Wo diese deutsche Sehnsucht in sich selbst Erfüllung fand, erzeugte sie Weltschmerz, Lähmung des Lebenswillens; sie konnte sich aber ebenso in tätige Empörung verwandeln, vor allem in Aufruhr gegen den, der solche Grenzen setzt, gegen Gott, und die Empörung konnte zum titanischen Versuch werden, die Grenzen zu sprengen, die Kraft des Menschen unendlich zu erhöhen. Hier schuf das Ich durch Fichte seine eigene Welt, wodurch der künftigen geistigen Entwicklung Deutschlands breitester Raum gewährt war. Die Bedeutung Wagners in diesem Rahmen nach der historisch-philosophischen und der literarisch-musikalischen Richtung erstmals gewürdigt zu haben, ist das besondere Verdienst von Othmar Fries, weshalb dieses Werk auch die Würdigung der Historiker verdient. Alfred König

LEONHARD VON MURALT, *Bismarcks Politik der europäischen Mitte*. Franz Steiner Verlag GmbH, Wiesbaden 1954. 47 S. — Die vorliegende Schrift

bietet die erweiterte Fassung eines Vortrages, und der Verfasser bezeichnet sie selbst als Skizze und «Ausschnitt aus umfassenderen Plänen neuer Bismarck-Forschung». Im Mittelstück der Arbeit legt v. Muralt die Gedanken Bismarcks zur europäischen Politik während des Krimkrieges dar, fußend auf den zahlreichen Briefen und Gutachten, die B. von Frankfurt aus schrieb. Er sucht nachzuweisen, daß B. schon in dieser Zeit sein späteres Bündnis-system in seinen Gedanken klar gestaltet habe. Hauptanliegen B.s sei gewesen, wie die bisher schwache deutsche Mitte im europäischen Staatensystem sich behaupten könne. Die Antwort habe gelautet: die «Mitte» soll zwischen Westen und Osten eine selbständige, frei lavierende Politik treiben, ein raffiniertes Doppelspiel zwischen West und Ost, keinem sich verpflichtend, immer das Zünglein an der Waage bildend. Auf diesen Gedanken habe B. als Reichskanzler seine Bündnispolitik aufgebaut. Eigenartigerweise erwähnt der Verfasser nirgends die grundlegende Änderung, die der Frankfurter Friede 1871 gebracht hatte, in dessen Folge B. den unversöhnlichen Gegensatz zu Frankreich als wesentlichen Faktor im Aufbau seines Bündnis-systems einstellen mußte, während er, wie v. M. selbst angibt (S. 39), 1856 noch die Möglichkeit eines Zusammengehens mit Frankreich in Rechnung gestellt hatte. Immerhin ist des Verfassers Nachweis, daß mancher Gedanke des späteren Reichskanzlers schon in diesen frühen Jahren vorgezeichnet ist, verdienstlich. Diese «Politik der Mitte» kennzeichnet v. M. als eine auf Friedenserhaltung gerichtete europäische Politik. Da Österreich die echte Politik der Mitte nicht richtig erkannte, mußte Preußen die deutsche Einheit herbeiführen und Österreich mit Gewalt in die rechte Politik hineinführen. Das war die «Pflicht der preußischen Großmacht im Rahmen des ganzen europäischen Staatensystems». Weil diese Politik letzten Endes der Sicherung des europäischen Friedens gedient habe, bezeichnet v. M. sie als *ethisch*. Hier ist aber doch mit allem Nachdruck einzuwenden, daß alle Äußerungen B.s, die v. M. anführt, unbefangen betrachtet nichts anderes sind als die Überlegungen des Machtpolitikers, der die deutsche Einigung nach seinem Konzept und die Sicherung des «saturierten» Reiches mit allen sich bietenden Möglichkeiten durchzusetzen suchte. Daß er dabei auch die sicher schwierige Kunst des Maßhaltens übte, beweist doch wohl nur seine klare Einschätzung der politischen Kräfte. Warum aber sucht der Historiker v. M. B.s Politik als *ethisch* zu erweisen? Wir kommen damit zum eigentlichen Anliegen des Verfassers, das er einleitend skizziert. Es geht ihm um die Frage der Verantwortung in der Politik, ihrer ethischen Ausrichtung, im konkreten Falle, ob die Politik B.s nicht eine solche sei, «die der Staatsmann vor seinem Gewissen, also vor Gott, vor den Menschen, vor der europäischen Staatenwelt verantworten kann». Hier ist der prinzipielle Einwand anzumelden, ob die Entscheidung dieser Frage mit den Methoden kritischer Forschung überhaupt getroffen werden könne. Die vorgelegte Skizze jedenfalls zeugt mehr für das Ethos des Verfassers als für das Ethos der Bismarckschen Politik.

Eduard Sieber

A. ROSSI, *Le pacte germano-soviétique. L'histoire et le mythe*. «Essais et Témoignages», coll. de la revue «Preuves», Paris 1954, 114 p. — S'il existait un tribunal de l'histoire, il y aurait de fortes chances pour que M. A. Rossi y figurât en tant que procureur requérant contre des historiens communistes dans la cause concernant les relations germano-soviétiques de l'année 1939

et leurs conséquences. La revue «*Preuves*» vient de publier en effet, sous la signature de M. Rossi — auteur de plusieurs ouvrages sur les relations germano-soviétiques de 1939 et sur l'attitude des partis communistes occidentaux en fonction du renversement des alliances de cette année cruciale — une version revue et augmentée d'un article qui avait paru dans ses colonnes. Ce texte — construit comme un réquisitoire — s'attache à redresser les erreurs, usages de faux et omissions d'un ouvrage sur la *Vérité en 1939*, du à deux historiens communistes français<sup>1</sup>. C'est l'occasion pour M. Rossi, en s'appuyant sur la documentation publiée, déjà volumineuse, bien qu'encore très incomplète, de dénoncer les méthodes de l'historiographie communiste, qui, selon lui, est toujours orientée suivant les préoccupations de l'heure. La thèse communiste tend à justifier l'accord germano-soviétique d'août 1939 — il n'est parlé nulle part des accords de septembre 1939 — signé à la suite de l'échec des négociations militaires franco-anglo-russes, comme «l'élément déterminant de l'issue favorable de la seconde guerre mondiale». «Or, répond M. Rossi, le Pacte a contribué à la défaite de 1940, aux tentatives d'isoler l'Angleterre et d'empêcher qu'elle fût aidée par l'Amérique . . . » (p. 87). M. Rossi ajoute ailleurs que le pacte germano-soviétique est un témoignage visible de la permanence de la politique de domination soviéto-communiste: «les historiens communistes ont découvert que, par le Pacte germano-soviétique de 1939, l'URSS entendait «jouer des contradictions de l'heure qui déchiraient le secteur capitaliste . . . ». Mais ils expliquent cette politique comme dictée à Moscou par des circonstances exceptionnelles et ils la justifient à ce titre. En réalité, il s'agit d'un principe qui n'a cessé d'inspirer la politique de Moscou depuis octobre 1917 . . . C'est une stratégie politico-militaire, visant tout naturellement à empêcher la formation d'un bloc «ennemi» ou à le décomposer, s'il existe . . . » (p. 95). M. Rossi conclut en assurant que l'objectif des historiens communistes est d'appliquer une tactique, «de prouver que les démocraties occidentales ne veulent pas négocier avec l'URSS aujourd'hui, précisément comme elles ne le voulaient pas en 1939 . . . » (p. 99). Ainsi M. Rossi tente de plaider pour la vérité historique. L'ouvrage de MM. Bouvier et Gacon est «un gros pamphlet» (p. 105). M. Rossi y répond avec des preuves solides, tout en adoptant le ton de la polémique, concluant sur la nécessité de la liberté culturelle. Là n'est pas tout à fait l'affaire: car il reste sûr qu'aussi longtemps que les archives des chancelleries de certains pays — notamment la France et l'URSS — resteront inaccessibles, l'histoire des relations germano-soviétiques en 1939 ne pourra être rétablie de façon satisfaisante. Pour le moment les hypothèses restent nombreuses; M. Rossi a contribué à en montrer la nature éminemment fragile.

J.-P. Aguet

RENÉ BURNAND, *Secret des visages*. Genève, Labor et Fides, 1954. In-8°, 188 p., ill. — Préfacé par Pierre Grellet, ce nouveau livre du Dr René Burnand n'est, à proprement parler, pas un livre d'histoire, comme les ouvrages que le même écrivain consacra à Madame de Pont-Wulliamoz, émigrée vaudoise à Vienne, aux graveurs Girardet ou au peintre Eugène Burnand.

<sup>1</sup> J. BOUVIER et J. GACON, «*La vérité sur 1939. La politique extérieure de l'URSS d'octobre 1939 à juin 1941*». Paris, Editions sociales, 1953.

Mais, sensible et nuancé, fait d'impressions personnelles, ce volume contient maints croquis qui ne seront pas indifférents à ceux qui s'intéressent à la psychologie secrète d'êtres plus ou moins célèbres. A côté de pages où paraissent les silhouettes de Mussolini, du maréchal Balbo ou de la reine du Félibrige, nous signalons le portrait de Louis Saugy qui, à Rougemont, fut un « découpeur » de talent, représentatif d'un art populaire, et celui du Dr Eugène Olivier, dont le labeur d'historien probe et érudit mérite une reconnaissante estime.

Henri Perrochon

*Bibliographia onomastica helvetica*, confecit IOANNES HUBSCHMID, edidit Bibliotheca Nationalis, Bern 1954. VIII u. 50 S., mit 1 Karte. — Diese Bibliographie der Orts- und Personennamenforschung auf dem Boden der Schweiz ist als Sonderdruck aus Bd. 3 der Zeitschrift « Onoma » (hg. vom Centre international d'onomastique de Louvain) durch die Schweizerische Landesbibliothek im Verlag K. J. Wyß herausgebracht worden. Die Zusammenstellung besorgte P.-D. Dr. Johannes Hubschmid (Bern). Die Anordnung der Titel mußte im wesentlichen nach dem von der Zeitschrift beobachteten Schema erfolgen: es wird eine Einteilung gleichzeitig nach sachlichen *und* geographischen Gesichtspunkten versucht, welche häufig problematisch wirkt, doch hilft ein Sach- und Autorenregister über unvermeidliche Schwierigkeiten hinweg.

Die Bibliographie ist von erstaunlicher Vollständigkeit; diese kann man auch zu weit treiben, wie etwa im Kapitel « Schreibweise »: einige veraltete Zeitungsartikel könnten ruhig einmal abgeschrieben werden. Umgekehrt vermissen wir Ortsnamendarstellungen, die unselbständig im Rahmen von Orts geschichten erschienen sind, wie z. B. die Flurnamen von Regensberg (Zürich) in der ausgezeichneten « Geschichte des Städtchens Regensberg » von H. Hedinger (Zürich 1951). Bei der Literatur um den Namen Morgarten fehlt die Abhandlung von Carl Amgwerd in den Mitt. d. Hist. Ver. d. Kt. Schwyz (1951), S. 1—206, wo in Kap. III die Namen der Örtlichkeiten ausführlich und mit alten Quellenbelegen behandelt werden. Wenn gelegentlich bei Titeln Warnungstafeln aufgestellt werden, so müßte eine solche auch vor die Aufsätze über Geschlechtsnamen von W. Degen gesetzt werden.

Auch der Historiker wird das Heft mit Gewinn benutzen. Bedauerlich ist nur die Verzettlung unserer onomastischen Literatur auf meist sehr abgelegene Publikationsquellen: daß es sich aber oftmals lohnt, selbst Aufsätzen in Tageszeitungen nachzuspüren, erweist sich aufs schönste bei den Ortsnamendarstellungen des Zuger Historikers Pfarrer A. Iten. Nützlich ist auch die von Prof. J. Jud seinerzeit entworfene Karte über die romanisch-deutsche Sprachgrenze in der Schweiz, welche im Anhang beigefaltet ist.

Bruno Boesch

ISO KELLER, *Das Appenzellerland*. Schweizer Heimatbücher, Bd 58. Verlag Paul Haupt, Bern 1954. 12 S. u. 32 T. — Der Verfasser unternimmt es, auf 12 Seiten Text und mit Hilfe von 32 Abbildungen das Appenzellerland und seine Bewohner zu charakterisieren. Er berücksichtigt dabei vor allem



Innerrhoden und das außerrhodische Hinterland, während die beiden Bezirke Mittel- und Vorderland stark zurücktreten (nur 4 Illustrationen). Innerrhoden und Hinterland (Hundwil-Urnäsch) sind die Räume, welche ältestes Brauchtum am treuesten bewahrt haben; die Würdigung dieser Bräuche war dem Verfasser offensichtlich das Hauptanliegen. Im Abschnitt «Die zweierlei Appenzeller im Spiegel ihres Brauchtums» vermag Keller Interessantes und Treffendes über die Unterschiede zwischen innerrhodischem und außerrhodischem Volkstum auszusagen; die Ursachen der konfessionellen Spaltung sieht er in einer tiefen Wesensverschiedenheit der beiden Appenzeller. Gerne hätte wohl der Kenner der Gegend von Teufen bis Walzenhausen mehr Bilder dieser Landschaft gesehen; der Historiker wird im einleitenden Text vor allem Bemerkungen über den politischen Bereich vermissen. Wenn wir von einer knapp kommentierten Abbildung eines nicht gerade imposanten Landsgemeindemanns absehen, so suchen wir vergeblich nach einer Charakterisierung so wesentlicher Institutionen wie der Landsgemeinde, der Gemeindeautonomie. Trotz diesen Einwänden darf aber das Heft als durchaus gelungenes Werklein in der Reihe der bekannten Heimatbücher bezeichnet werden.

Walter Schläpfer

WILLIAM-E. RAPPARD, *La Suisse et l'organisation de l'Europe*. Neuchâtel, La Baconnière, 1950. 82 p. — L'unification de l'Europe est un mouvement qui devrait passionner l'opinion publique suisse, puisqu'elle pose des problèmes analogues à ceux qui préoccupèrent nos ancêtres. Pourquoi reste-t-on en réalité si sceptique chez nous, se demande M. Rappard? En analysant les cinq actes les plus importants de l'unification européenne, depuis la création de la Commission économique pour l'Europe, le 28 mars 1947 jusqu'à celle du Conseil de l'Europe en 1949, l'auteur montre que la réalité atteinte est restée bien en deçà des rêves des promoteurs de l'unification. Dans les domaines militaire, économique et culturel, ils marquent pourtant un progrès, même si leur action se limite, en fait, à l'Europe occidentale. Ceci est justement un obstacle à la collaboration de la Suisse, fidèle à sa neutralité politique et militaire. La juste compréhension de ses intérêts la retient d'ailleurs loin d'une trop étroite union avec les ententes économiques, et une hostilité innée à tout système visant à ramener dans le même creuset des cultures diverses accroît encore la réserve des Suisses. Pourquoi vouloir à tout prix se mêler à une union européenne qui reste hésitante, utopique ou dangereuse dans ses formes actuelles? La Suisse neutre a mieux à apporter à une Europe qui se cherche.

Par ce résumé d'un texte dense (suivi des textes constitutifs des cinq actes d'union susmentionnés), on peut constater que M. Rappard a uniquement travaillé en observateur du temps présent. Désireux d'analyser avec le maximum de clarté les réactions suisses à l'égard de l'unification de l'Europe, il n'a pas cherché à comparer la formation d'une fédération européenne avec celle de la Confédération suisse. Son petit livre, qui est avant tout une mise au point, gagne en concision et en vigueur ce qu'il perd peut-être en intérêt historique. Essai d'actualité, il a, bien que vieux de quatre ans déjà aujourd'hui, conservé toute sa valeur, car les rapports entre la Suisse et l'Europe se posent toujours avec la même acuité.

André Lasserre